

Begegnung auf der Ryffelalp

Autor(en): **Dutli-Rutishauser, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 30

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646041>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

der Reformation jetzt erstmals wieder in Bern — und zwar in der Ausstellung des Kunstmuseums — zu sehen sind, der Stadt geschenkt haben soll, und daß ferner ein Harnisch, der im Historischen Museum ausgestellt ist, ihm gehört habe. Dies ist jedoch eine Fabel, denn die beiden, trotzdem sehr kostbaren Stücke, Harnisch und Weßbüchler, sind erst im 15. Jahrhundert entstanden. Außerdem will die Volkstradition auch im geharnischten Stundenschläger auf dem Zeitglockenturm den Stadtgründer abgebildet wissen. Am Turm selbst erinnert eine 1770 errichtete Gedenktafel an der Westseite und eine vergrößerte

Abbildung seines Siegels, das an Stelle eines früheren, jedoch bei der vorletzten Restauration zerstörten steinernen Brustbildes des Herzogs an der Ostseite des Turmes glänzt, an den Zähringer. In Wirklichkeit ist uns aber aus seiner Zeit nicht ein einziges Stück, weder eine Urkunde, noch ein Bauwerk oder sonst irgend ein Gegenstand erhalten geblieben. Einzig der Mauerf Kern des Zeitglockenturmes mag noch in die Zähringerzeit hinabreichen. Alles übrige, das uns unmittelbar an ihn erinnern könnte, ist spurlos verschwunden. Und trotzdem hat sich sein Andenken traditionell lebendig bewahrt. Strahm.

Begegnung auf der Kyffelalp

Von Maria Duttli-Rutishauser

Die Sonne flutete über die blühenden Steine der Walliser Alp. Sie ließ die Farben der abertausend Blumen tiefer leuchten. Das Matterhorn stand wie ein silbernes Zeichen vor dem stahlblauen Himmel. Ein einziges kleines Wölklein lag an seiner Seite. Vielleicht sah ich darum so lange nach dem „Horn“, weil ich erwartete, das Wölklein würde sich verziehen — vielleicht aber, weil mir die Ambrosia versprochen hatte, um Besperzeit auf der Alp zu sein.

Die Ambrosia! Wie lange war das nun her, daß ich sie kennen gelernt hatte? Zwei Jahre, drei? Damals, als ich mit Sack und Pack auf den Gornergrat wanderte, war sie mit den Schafen ihres Vaters auf der Kyffelalp gewesen. Sie war erschrocken, als ich unvermutet vor ihr stand. Nun habe sie gemeint, es sei der André. Wir lachten beide. Da wußte ich, daß der André ihr Liebster sei. Ja, sie hätten sich versprochen auf den nächsten Frühling, eben in diesen Tagen kehre er von einer großen Tour aus den Berner Alpen zurück. Ambrosias Augen leuchteten. Sie habe ihn gern, ich müßte sie dann besuchen kommen, wenn sie in Zermatt wohne mit dem André. An der Wisp warte das Hüttlein auf sie zwei.

Drei Jahre! Das Hüttlein war leer, als ich jetzt wieder nach Zermatt kam. Die Ambrosia sei auf der Alp. Nein, geheiratet habe die nicht! Das Weiblein, das mir das sagte, lächelte viel-sagend. Sie könne der Ambrosia aber schon berichten, daß ich sie besuchen wollte.

Und nun saß ich und wartete auf Ambrosia, die mir sagen ließ, sie komme da herauf.

Als das Mädchen endlich kam, fielen schon die ersten Schatten über das Dorf in der Tiefe. Atemlos erzählte es, ein paar Burschen hätten Milch haben wollen in der Hütte, darum sei sie nun so spät. Sie grüßte mich laut und herzlich. Das sei nun schon eine Überraschung, sie könne sich aber noch ganz gut erinnern an unsere Begegnung von damals —.

Dann wurde es still zwischen uns. Ambrosia war nicht mehr das Mädchen von einst. Etwas an ihr war anders geworden. Sie hielt den Kopf gesenkt und fing an, an einem wollenen, groben Strumpf zu stricken, kaum daß sie auf dem Stein an meiner Seite Platz genommen hatte.

Als die Stille drückend wurde, mußte ich etwas sagen. „Ich habe Euch gesucht im Hüttlein an der Zermatter-Wisp —.“

Vielleicht war es verkehrt, daß ich das sagte. Das Mädchen ließ den Strumpf jäh sinken und starrte mich an. Dann lachte es ungut auf:

„Ach so, Ihr habt geglaubt, mich im Glück zu finden! Darum seid ihr gekommen! Hättet ihr alles gewußt, würdet Ihr wohl nicht nach mir gefragt haben.“

Jetzt erschrak ich. Haß sprang aus Ambrosias Augen zu mir

hinüber. Ihre Finger verkrampften sich um die Nadeln, daß sie sich bogen. Ehe ich etwas sagen konnte, lachte sie wieder:

„Ihr könntet eine schöne Geschichte schreiben von meinem Leben! Ja, wahrhaftig! Vielleicht seid Ihr mir einmal dankbar für den Gedanken!“

Mir tat das Herz weh. Eine Bitterkeit ohnegleichen klang aus Lachen und Rede des Mädchens. Was mußte es erfahren haben, daß sein junges Herz so hart geworden war?

„Ambrosia“, bat ich, redet nicht so! Ist schon manchem ein Glück zerronnen! Man darf doch nicht an allen Menschen zweifeln. Seht, ich meine, ich sei eure Freundin seit langem.“

Ambrosia sah auf. Langsam lösten sich ihre Hände und eine tastete nach meiner Hand.

„Eine Freundin? Würdet Ihr das auch sagen, wenn Ihr wüßtet, daß im Tale alles über mich lacht und lästert?“

Ich nahm Ambrosias suchende Hand und sagte:

„Ja, Kind!“

So saßen wir eine Weile. Das Wölklein am Matterhorn war unterdessen gewachsen. Wie eine Mauer stand es um den Berg.

Da begann Ambrosia zu reden.

„Ich sag' es Euch, weil ich nicht will, daß Ihr schlecht von mir denkt. Vielleicht könnt Ihr es einmal aufschreiben — für alle Mädchen, die nicht glücklich werden durften. Der André — Ihr habt ihn ja gekannt — wär schon recht gewesen. Habe ich nicht damals auf der Kyffelalp gesagt, ich könnte keinen lieben als ihn? Ja, das sagten viele und gehen später hin und trösten sich mit einem andern. Vor drei Jahren haben wir uns versprochen und wenn wir im Frühling geheiratet hätten, könnte der erste Bub schon laufen. — Der André hat wohl geheiratet, aber eine andere. Einmal in jenem Sommer führte er eine Fremde aufs „Horn“ und zwei Tage darauf sagte er mir, er habe sich getäuscht, jetzt sei ihm erst die Rechte begegnet! Warum bin ich damals nicht grad tot gewesen? Das Herz hat doch nicht mehr schlagen wollen und so weh getan. Ich habe nicht viel gesagt. Vielleicht war das ein Fehler. Aber kann eins um Liebe betteln? Ich wußte nun doch, daß ich den André an die Fremde verloren hatte. Die Fremden sind uns über, in allem. Wir können gegen sie nicht aufkommen. Meine Freundinnen freilich meinten, einen rechten Verspruch könne man nicht mit zwei Worten lösen. Von Rechtes wegen müßte mich der André heiraten. Da habe ich gelacht. Nein, wenn einer bloß müßte! Seine Liebe wollte ich, nicht nur ihn mit dem Berlangen nach der schwarzen Fremden im Herzen. Schon ein Vierteljahr darnach haben sie draußen in einer Stadt Hochzeit gehalten. Und seither wohnen sie in einem Appartement, die junge Frau wollte nicht in Andrés Hütte an der Wisp einzie-

hen! André führt Touristen, und die Frau — ich weiß nicht, was sie tut, sie sieht aus, als täte sie nie etwas.“

Ambrosia war beim Sprechen ruhiger geworden. Ein paar Schafe drängten sich an ihre Knie. Sie liebte sie.

„Und Ihr seid darüber hinweggekommen, Ambrosia?“ fragte ich.

„Nein“, herrschte sie mich an. „Eben grad nicht. Daß ich ihn nicht vergessen kann, das ist mein Unglück. Darum eben lachen sie über mich im ganzen Tal. Und seit ich der Berena Zbrüggen einmal sagte, ich warte d e n n o c h auf den André — seither tuscheln sie über mich. Was ich denn noch erwarten könne, fragen sie. Ich hätte nie Antwort geben sollen. Sie verstehen alles nicht recht, was ich sage. Oder meint Ihr nicht auch, die Fremde könnte einmal krank werden? Es sterben auch junge Leute. Aber jetzt sagen sie im Tal, ich wollte der Frau André etwas Böses antun, oder ich dränge mich zwischen die beiden. Dabei kann ich schwören, mit dem André kein Wort verloren zu haben, seit damals. Und so schlecht, wie die Leute meinen, bin ich nicht. Die Fremde, nein, die könnte ich mit keinem Stecken anrühren. Drei Jahre geht das nun so. Jedesmal, wenn ich weiß, daß der André auf das Matterhorn geht oder auf den Gletscher, habe ich Angst um ihn. Als ob er mir gehören würde. Und wenn er wiederkommt, dann bin ich glücklich. Als ob ich noch etwas hätte von ihm. Dabei weiß ich doch, daß er die Schwarze lieb hat, er nimmt sie gar mit

zum Tanz. Den Gabriel Taugwalder hätt' ich haben können, der Pfarrherr und die Verwandten haben mir zugeredet — aber kann eines mit einer lebendigen Liebe im Herzen einen Mann heiraten, der ihm gleichgültig ist? Das meine ich, wäre schlecht. Oder nicht?“

Ich nickte. Ambrosia zog ihre Hand aus der meinen. „Ja,“ seufzte sie, „Ihr glaubt das, aber denkt nun, wie schwer es ist, hier zu leben. Manchmal meine ich, daß es besser wäre, fortzugehen, weit fort. Aber ich kann es nicht. Die Schafe habe ich gern und meiner Eltern niedere Stube im Winter. Den André sehe ich hie und da und bitte Gott, er möge mir die Lieb' zu ihm verzeihen, wenn sie sündig sei. Das ist alles, was ich habe. Das ist mein Glück, oder mein Unglück, wie Ihr wollt. Ich weiß nur, daß ich warte, auf etwas warte, das vielleicht nie kommt — vielleicht aber doch! Denn nicht wahr, in den Romanen geschieht es manchmal, daß zwei trotz allem zusammenkommen?“

Ambrosias Augen waren voller Glauben. Ich konnte die letzte Hoffnung nicht töten.

„Ja, Ambrosia, in den Büchern steht es manchmal.“

Da fiel eine Träne auf das Fell des kleinen Lammes an Ambrosias Knien.

„Lebt wohl“, sagte sie mühsam und ich wußte, daß sie nun allein sein wollte, allein mit dem großen Weh und der kleinen Hoffnung.

Das Schweizer Volks- und Jodellied

Ernst Schmid

Wie in den verschiedenen Landesteilen unseres Landes die Dialekte einen Unterschied bilden, so bestehen auch in der Gesangsweise gewisse Abweichungen, wenn sich auch die Prägnanz der Sprachdialekte nicht in der gleich scharfen Weise im Gesang findet und nicht so auffallend hervortritt wie dort. Dies sind gewisse Verzerrungen des Gesanges, hervorgegangen aus der Singeligkeit, aus kleinen Änderungen der ursprünglichen Melodie.

In der Schweiz haben wir vier Sprachstämme zu berücksichtigen. Die **Romanen** und noch mehr die **Tessiner** vertreten den unverkennbaren Typus der Latiner, d. h. der italienischen Melodien, die **Welschschweizer** den des französischen Chanson. Alle **deutsch-schweizerischen** Sprachstämme haben ihren eigentümlichen Gesang, der als schweizerisch-nationaler Gesang bezeichnet werden darf. Er entspringt der Lust der Freiheit, dem Gefühl der eigenen Kraft und dem stolzen Bewußtsein, mit dem man hinauf blickt zu den ewigen Schneebergen und hinunter in die Täler der schweizerischen Hochebene.

Das Charakteristische ist im allgemeinen die **Mehrstimmigkeit**. Die Gesangsweise des Berner Oberlandes erstreckt sich am weitesten, bis in die Gegenden der Urschweiz, der Urkantone. Wochten auch die Ursanfänge des deutschschweizerischen Volksliedes mit dem deutschen bis zur Identität zusammengefallen sein, so hat die Zeit das jegliche schweizerische Volkslied so bedeutend umgestaltet, daß nach dieser Seite hin kaum noch Vergleiche gezogen werden können. Dies bestimmt in Bezug auf unsere **Alpenlieder**, sowie unserer einzigartigen **Jodellieder**. Dieselben weisen eine lebhaftere Bewegung auf, die verschiedene Taktarten wählt und diesen auch wieder verschieden langsamere und schnellere Zeitmaße (Tempi) gibt. Auch im Tirol und in der Steiermark findet sich eine bewegte Vortragsweise, welche sehr charakteristisch ist, jedoch mehr getragene, gemüthliche Weisen liebt. Der Ausdruck und die Art zu singen, ist jedoch von

der Schweizerart ganz verschieden. Unser **Bergvolf** zieht energischere Weisen vor, im Rhythmus akzentuierter, entschiedener, im Melos herber, **urwüchziger**, kräftiger und jugendfrischer.

Die Beobachtungen des vielfachen **Echos** in den Bergen und die Vergleiche einzelner, in ihren Wiederholungen gleichförmig auf- und absteigender **Jodelfiguren** führen zu der Vermutung, daß die Ursanfänge des Jodels dem vielfachen Echo nachgebildet wurden. So vermochte im Verlaufe die eigene Erfindung, die Phantasie, auf Grund einer Reihe von Tönen oder einer Figur, die die **Urform** ist, weiter gebaut und erweitert haben, aus der Intervallenlage in eine weite gerückt sein, den Umfang einer Oktave überschritten und bis zur Grenze der menschlichen Stimme überhaupt ausgedehnt und auch in der fortgesetzten Erweiterung und Bereicherung des Jodels zu Figuren gelangt sein, zu Tönen, die nicht mehr in der Skala der ursprünglichen Tonart lagen, nicht mehr zu den akustischen Naturtönen gehören. Der Schweizerjodel läßt romanischen Einfluß erkennen. Die eigenartige Wirkung des Jodels beruht auf der Technik, das beständige Überspringen von der **Brust- zur Kopfstimme** mit hohen Falsettönen.

Der Kern des Jodels ist ein gebrochener Dreiklang, sehr oft vom Grundton aus eine Sekste aufwärts und eine Terze abwärts. Die mit Naturlauten gesungene Jodelmelodie ist zackig und macht große Sprünge. Diese großen Intervalle sind Reflexe der gigantischen Horizontlinie der Alpen auf das menschliche Herz und Gemüt. Der **Naturjodel** oder **Juh**, wie man früher sagte, kommt meist in der **F-** und **C-Dur-**Tonart vor, was mit der Gebirgsnatur in Zusammenhang steht. Einem rauschenden Wasserfall liegen die Töne **F, C, G** zu Grunde, das gibt den gleichen Akkord, der von den Felsen wiederhallt. Beim **Juh** kann man nicht von einer Kunst reden, hier hat man es mit einem **Urelement** zu tun. Der Juh ist wahrscheinlich älter als das alpine Volkslied, seine Quelle liegt im **Sirteneruf** und der **Naturharmonie** der hehren Alpenwelt.